

**Andor Endre Gelléri**

**DIE  
GROSSWÄSCHEREI**

Aus dem Ungarischen  
und mit einem Nachwort  
von Timea Tankó

**GUGGOLZ**

Titel der Originalausgabe:  
**A nagymosoda** (Budapest, Pantheon, 1931)

Dank an Esther Kinsky



Die Übersetzung dieses Buches wurde  
gefördert vom Petöfi Literary Museum,  
dem Hungarian Books And  
Translation Office

Timea Tankó dankt dem Deutschen Übersetzerfonds  
für die großzügige Unterstützung ihrer Arbeit  
an der vorliegenden Übersetzung

Erste Auflage Berlin 2015

© 2015 Guggolz Verlag, Berlin  
© des Originals Ágnes Gelléri, Budapest

Guggolz Verlag  
Gustav-Müller-Straße 46, 10829 Berlin  
verlag@guggolz-verlag.de  
Alle Rechte vorbehalten  
Druck & Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg  
Umschlag: Mirko Merkel und Daniel Wagner  
ISBN 978-3-945370-04-9

*www.guggolz-verlag.de*

Aus unzähligen kleinen Gassen strömen Wagen, galizische Juden in Kaftanen, magere Arbeiter, immer in Eile, in die enge Császárok utca. Auf einem Pferdewagen flattern Hähne, schnattern Enten in kleinen Käfigen; von einem anderen hängt der blutige Kopf eines geschlachteten Ochsen herab. Ein mit Mehlsäcken voll beladener Lastwagen hupt, um die riesigen Rosse anzutreiben, die die Bierfässer tragen, und die Straßenverkäufer schieben ihre Gemüsekarren durch den dichten Verkehr, werden ständig angerempelt und schimpfen. Überall rasen und klingeln Fahrräder, und die Passanten überqueren die Straße nicht, ohne dass ihnen dabei vor Aufmerksamkeit fast die Augen aus den Höhlen treten. Hier stehen die ältesten mehrstöckigen Häuser der Stadt: deren schäbigen Gesichter werden von den mit Waren und Preisschildern gefüllten Schaufenstern der vielen Geschäfte angestrahlt. Vor den Geschäften, in denen für günstige Angebote geworben wird, versammeln sich Menschenmengen, auf der Suche nach billiger Beute. Die gesamte Straße dröhnt vor Geschrei: Niemand hier spricht leise, jeder hebt unwillkürlich die Stimme, sobald er die Schwelle zur Straße mit den vielen Fleischereien überschritten hat. Jeder wird flink, die Nerven spannen sich an, in den Gesichtern tanzen Qual und Lächeln, auch in denen der Verkäufer, die mit ganzem Körper gestikulieren, dabei schmeicheln, sich

ehrerbietig geben, oder aber denjenigen, der geht, ohne etwas gekauft zu haben, laut verfluchen. Und während hier oben das große Tauschen Schweiß in jedes Gesicht treibt, wird hinter alten Eisentüren in den blinden Kellern der Häuser gearbeitet. Drehbänke rotieren unermüdlich, zwischen ihren Stahlbacken glänzt Bronze; fünfzehn oder gar zwanzig Gehilfen öffnen, schließen, überprüfen blinzelnd den krummen Tastzirkel, und wenn der Drehmeißel genug Span vom Guss abgehoben hat, halten sie die Bank plötzlich an. Im Keller eines anderen Hauses arbeiten zwischen wackeligen Holzpressen Buchbinder mit abgerundeten Hämmern, Kleber und scharfen Scheren. Im nächsten Haus sitzen mehrere junge Mädchen im Keller. Sie kleben Haare auf kahle Puppenköpfe, malen ihnen Augen, liebliche kleine Münder, und wenn sie mit ihren mageren Händen die hübschen Kleidchen an ihnen zurechtzupfen, sieht es so aus, als würden sie selbst noch spielen. Auch die engen Innenhöfe sind nicht leer. Hier klopfen die langhaarigen Kürschnergesellen mit Haselnussruten ein Bärenfell aus, am aufklappbaren Holztisch nietet der dicke Meister mit dem heiteren Gesicht eine Ziegenlederdecke zusammen. Rechts von ihm dampft es aus einer Fleischräucherei, links sind Eierkisten aufgestapelt, weiter hinten tönt Klopfen aus einer Schnellbohlungswerkstatt, und in den Toreingängen stehen Verkäufer, die mit Artikeln der Körper- und Kleidungspflege handeln: Spiegel, Kämmе, Spangen, Schuhcremes; im nächsten Eingang werden alle möglichen antiquarischen Bücher und alte Gemälde angeboten.

Eine besondere Aufmerksamkeit in diesem rauschenden Lärm, diesem luftarmen Gedränge verdient der Großbetrieb der Straße: die Dampfwäscherei Phönix. Sie besteht

aus lediglich fünf Räumen, in denen ungefähr hundert Menschen arbeiten. Diese fünf zimmergroßen Räume sind voller Maschinen, Kessel, Menschen, Dampf und dem beißenden Geruch von Chemikalien. Hin und wieder tauchen in den Dunstschwaden, die durch die schmalen Gitterfenster nach draußen ziehen, schwitzende Arbeitergesichter auf; ihre Haare und Bärte sind feucht vom Dampf, sie rufen einander etwas zu und verschwinden wieder in den weißen Schwaden. Das zur Straße hin gelegene Geschäft des Phönix ist winzig; die Kundschaft und die Angestellten stolpern übereinander, von der Straße dringt ohrenbetäubender Lärm herein, von drinnen dröhnt das Grollen der Maschinen hinter der Holzschwingtür hervor. Wenn diese Tür sich quietschend öffnet, ist ein Saal mit sauberer Weißwäsche zu sehen, in dem die Büglerinnen arbeiten. Von hier aus kommt man in die düstere Wäschemarkierkammer: Wie ein Mond brennt hier stets die große Lampe, darunter sitzt mit gebeugtem Rücken ein Markiermädchen und schreibt mit einem Stift die seltsamsten Zeichen auf die unzähligen Kragen, die tausende von Hemden, die zuweilen abstoßend dreckige Unterwäsche. Zur Tür mit dem Fenster, hinter der ein Hof liegt, auf dem viele Gestalten umherlaufen, führt ein anderthalb Meter breiter Gang. In der Mitte des Ganges geht eine Tür ab zum Kesselraum mit den drei runden Kesseln und der Kohlenkiste; vor dem rot flackernden Feuer im Kessel wirkt der rußbeschmierte Heizer mit den mageren Gliedmaßen wie ein Verdammter. Dahinter liegt das kleine Zimmer des Waschmeisters: Hier stehen der riesige Wasserfilter und die verschließbare Holzkiste, in der das Ammoniak-Soda und die Waschseife aufbewahrt werden. Links davon liegt die Waschküche, diese ist zwar endlich etwas geräumiger,

dafür aber ständig trüb vom Dampf heißer Maschinen. An den Wänden sind die Waschmaschinen aufgereiht, in der Mitte stehen heulende Wäscheschleudern, über ihnen sind auf Holzgestellen die dazugehörigen Dynamos angebracht. Vor den Fenstern stehen Tische für die chemische Reinigung und Spülkübel. Zuletzt kommt der mit weißen Laken verhängte Maschinenraum: Hier klappern Gasbügeleisen und Heißmangeln, von denen die Beine der Frauen, die an ihnen arbeiten, nilpferddick werden.

An einem so engen und erstickenden Ort pulsiert die Dampfwäscherei Phönix. Ein Mensch drückt sich am anderen vorbei, eine Maschine jagt die andere, und draußen im Laden wächst die Armee der Wäschesäcke von Tag zu Tag auf erschreckende Weise.

Die belebte Straße stößt hunderte von Kunden herein, die darauf drängen, ihre Kragen, Hemden, Kleider zurückzubekommen. Die jungen Frauen, die im Laden bedienen, ziehen die großen Knäuel dreckiger Wäsche von einer Ecke in die andere, lachen und stöhnen dabei; mit ebenso teils heiterem, teils betrübtem Gesicht schleppen die Arbeiter die Wäsche in großen Henkelkörben in die Markierkammer.

Jeder in der Császárok utca kennt Jenő Taube, den wohlbeleibten, vom Glück begünstigten Eigentümer der Dampfwäscherei Phönix. Dieses unruhige, eitle Händlervolk sieht einen wahren Wäschereifürsten in ihm, doch keiner glaubt auch nur eine Sekunde daran, er habe das erstaunliche Vermögen seinem Verstand oder seinem Talent zu verdanken. »Er hat Glück«, »Er hat zum richtigen Zeitpunkt angefangen«, sagen die Leute.

Und wenn Taubes Wagen hupend in die Császárok utca einbiegt, blicken sie ihm missgünstig nach und sagen zu

ihren Frauen: »Sieht du?« Denn wie er so mit entblößtem Kopf, ergrauten Locken, auf dem Bauch ruhenden Händen dasitzt, erweckt er den Eindruck, als wäre die ganze Welt Luft für ihn. Er sieht aus wie das starre Denkmal eines Menschen jenseits von allem Guten, aller Lust, aller Freude. »Der alte Bock«, »Der Schwerenöter«, »Was sagst du? Wie viele Frauen hatte er? Fünfhundert?« »Das Doppelte, darauf könnte ich schwören«, raunt man ihm hinterher, doch das Auto bahnt sich mit Taube weiter seinen Weg durch den Verkehr, der sich vor ihm auf wundersame Weise öffnet. Wenn es dann vor dem Phönix hält, eilt die Filialeiterin strahlend, mit überzuckertem Lächeln herbei, um Taube die Tür zu öffnen, und innerhalb weniger Augenblicke macht im Betrieb die Nachricht die Runde: »Der Alte ist da!« Und weil fast jede der Angestellten bereits einige Schäferstündchen mit ihrem Chef verbracht hat, sind sie erregt, wischen sich den Schweiß von der Stirn, ziehen und schieben noch ein wenig behänder die stinkend glühenden Bügeleisen über die Wäsche. Taubes Erscheinen erhitzt auch die jungen Frauen im Maschinenraum; sie arbeiten so angestrengt, als wollten sie dadurch ihre ewige Treue zu ihm ausdrücken, und betrachten ihn, der mit trägen Schritten an ihnen vorbeiläuft, schweißgebadet, glücklich.

Am Tag arbeiten diese Frauen in weißen Kitteln. Sie bekommen sie im Phönix ausgehändigt, damit ihre eigene abgetragene Kleidung nicht die Unterwäsche und die Kragen verschmutzt. Diese Kittel sind stets sauber, denn den Waschmaschinen macht es nichts aus, sie immer wieder zu waschen, und dem Leinen tut das heiße Wasser, der Seifendampf, das Chlor, das beißende Ammoniak-Soda nichts. Aber die Seelen, die besudelten Körper der Frauen rein zu waschen, ist nicht so einfach.

Die Färber und die Wäscher, diese verdorrt blassen Männer, bekommen im Phönix riesige Stiefel mit dicken Holzsohlen. Wenn sie am Morgen den Betrieb betreten, sind sie klein, dürr, lustlos, aber sobald sie in die Holzschuhe steigen und den Färberstab oder die Waschbürste in die Hand bekommen, verwandeln sie sich in Riesen. Sofort richtet sich ihr Rücken auf, sie gehen stolz, ihre Stimme wird laut und fest.

Solche Geschenke bekommen die Arbeiter in der Dampfwäscherei Phönix. Und die hier verbrachte Zeit beschenkt sie noch mit etwas anderem: mit funkelnden Augen, die sie leidvoll sehen lassen, wie hier alles sauber und weiß wird; nur sie, sie werden immer schmutziger und befleckter.



Der Heizer des Phönix ist bereits da, sitzt zwischen seinen Kesseln. Er studiert die *Volkszeitung* und murmelt vor sich hin:

»In China«, liest er aufgeregt, »ist die Revolution ausgebrochen! Das wusste ich gar nicht.« Die Unterlippe zwischen zwei Finger gefasst sagt er: »Ja, Wu Peifu, er ist es!«

»Wu-Pei-fu«, wiederholt er, jede Silbe betonend, um sich den Namen einzuprägen, »der steht auf der Seite der Arbeiter ... Und Zhang Zuolin ist gegen sie ... Pfui!«

Er spuckt aus, wischt sich die Augen und gerät in lustvolle Erwartung, die Einzelheiten zu erfahren. Da läuten draußen, in den Kirchen, die Glocken: Es ist halb sechs.

Es ist, als hätte man einen Eimer kaltes Wasser über János Tir ausgeschüttet. Er legt rasch die Zeitung beiseite, greift nach altem Papier, stopft es in die Kesselöffnung, wirft kleingehacktes Holz hinterher und schüttet noch ein paar Schaufeln Kohle darauf.

»Wu Peifu gewinnt!«, ruft er, und seine Augen glänzen, als er das Streichholz ans Papier hält. Innerhalb weniger Augenblicke lodern die Flammen in allen drei Kesseln.

Das Manometer bewegt sich, der Dampf steigt, Tir dreht das Wasser ab; und wieder wirft er Kohle ins rotglühende Feuer. Währenddessen huschen einige junge Frauen herein. Sie sind blass, haben Augenringe.

Tir lugt hinter dem Kessel hervor, griesgrämig. Er sieht sie verächtlich an, aber die Frauen lassen sich von der Pose des Frauenhassers nicht beirren und lachen ihm zu.

»Tir! Tir!«, rufen sie schrill und tuscheln weiter, ohne ihn zu beachten.

Der Heizer lauscht neugierig, und als sie ihn dabei ertappen, vertieft er sich schnell in das Titelbild der *Volkszeitung*: Ein Mann, der seine Geliebte ersticht. Am liebsten würde er zu den Frauen laufen und es ihnen unter die Nase halten: »Dieses Schicksal erwartet auch euch.« Doch dann blickt ihn aus der Zeitung erneut die Nachricht über die Chinesische Revolution an, und er liest gierig weiter.

Auf dem Gang klappern immer mehr Absätze, das ununterbrochene Rauschen der Unterhaltungen schwillt an. Diese Gesichter sind verzweifelt, verschwitzt, vertrocknet, nur die Münder bewegen sich fortwährend. Es erscheinen die Arme der Wäscherinnen, kräftig wie Männerarme, und die Kragenwaschmädchen, die mit ihren vierzehn oder fünfzehn Jahren, ihren gertenschlanken Beinen und sich kaum wölbenden Brüsten wie verwunschene Zwerge wirken, die nicht mehr wachsen.

In der Waschküche knattern die Dampfrohre, an den beschädigten Dichtungen lassen sie trunkene Pfiffe ertönen, und in den Bügelstuben glühen die Gasbügeleisen auf.

Rusz, der Waschmeister, hastet herbei. Um ihn herum einige Frauen, die ihn umschmeicheln. Rusz beachtet sie gar nicht, er betritt gleich das Kesselhaus.

»Gibt's Dampf?«, fragt er.

Tir salutiert, steigt auf die Leiter und dreht den Hahn bis zum Anschlag auf.

Rusz zieht sich schnell aus und die Arbeitskleidung an; jede seiner Bewegungen ist nervös, hastig. Er wird erst ru-

hig, als er endlich in den großen Holzschuhen steht. Das Dröhnen der Schuhe verleiht ihm Kraft, und die Arbeitergesichter, die nur auf seine Worte warten, geben ihm das Selbstbewusstsein zurück. Als er »Los geht's!« ruft, flattern die Mädchen und Frauen in ihren weißen Arbeitskitteln davon wie ein Vogelschwarm bei einem Peitschenhieb.

»Komm schon, Mariska, los«, sagt er zu einem Mädchen, dem der ausgetretene Schuh vom Fuß gefallen ist, und das er nun vor sich herschiebt; auch das erheitert ihn, doch dann bemerkt er Motyó, den Waschjungen, der dumpf dreinblickt und gerade die am Vortag gelb gewordenen Hemden hochhebt, und da fällt Rusz ein, dass jedes einzelne dieser Hemden vierzig Pengö kostet ... Und dass es sich um gräfliche Wäsche handelt! Er hält inne, lässt den Kopf hängen. Die ganze Nacht hat er darüber gegrübelt, wie man diese dreißig Seidenhemden retten, wie man den Schaden von tausendzweihundert Pengö verhindern könnte. Seit vier Jahren schon ist er Betriebsleiter, und noch nie hat es irgendwelche Schwierigkeiten gegeben; und nun wird ihm dieser große Schaden Kopf und Kragen kosten.

Das dumme Gesicht des Waschjungen reißt ihn aus seinen Gedanken: Man könnte denken, ein Kalb sieht sich die Hemden an.

»Geh in die Markierkammer und hol erst einmal andere Wäsche«, sagt er, um ihn nicht mehr sehen zu müssen. Am besten wäre es, den ganzen Tag allein sein, auf und ab spazieren und nachdenken zu können. Er geht in die Kabine zurück, wo er sich umgezogen hat. Dort steht die Wasserfilteranlage, mit den blauen und roten Schläuchen. Matt lehnt er sich an die Einrichtung, nimmt das deutsche Fachbuch in die Hand und versucht verzweifelt, die

Frakturschrift zu entziffern. Er blättert vor und zurück: Es hilft nicht; wieso nur kann er kein Deutsch?

Als er das Buch auf den Tisch zurücklegt, kommt es ihm vor, als hätte man ihm das Gehirn ausgeblasen. Nun holt ihn die Erschöpfung der durchwachten Nacht ein. Er wirft einen Blick auf die Uhr: Die beiden Färber sind noch nicht da. Die Herren fangen erst um halb acht an. Einer der beiden weiß bestimmt ein Mittel, das Gelb aus den Hemden zu entfernen. Der Haken ist nur, dass sie ihn für nichts Besseres als einen Tagelöhner halten und bei Taube durchgesetzt haben, dass er ihnen keine Anweisungen geben darf. Vielleicht versucht er gerade deshalb immer wieder, ihnen Befehle zu erteilen.

»Mein Gott, mein Gott«, sagt er und fleht leise wie damals, als er noch ein Junge war und sein verlorenes Geld nirgends finden konnte. »Hilf mir nur dieses eine Mal, die dreißig Hemden zu retten.«

Die beiden Färber kommen am Eingangstor an, sie unterhalten sich. Der eine heißt Novák, der jüngere Angelov. Als sie den Eingang erreichen, holt Novák seine Uhr hervor.

»Stop«, sagt er zu Angelov, der im Begriff ist, weiterzugehen. »Warte ... Es ist erst in zwei Minuten halb acht.«

Angelov würde gerne weitergehen, der andere lässt ihn jedoch nicht.

»Siehst du, jetzt ist es halb acht«, sagt er, »na, lass uns gehen.«

Er geht los, darauf bedacht, einige große Schritte vor Angelov den Betrieb zu betreten und als erster »Guten Morgen« zu rufen.

Dann hastet er auf den Hof, wo die Kupferkessel stehen, die man zum Färben benutzt, und die aus Brettern errichtete gekalkte Benzinwäscherei.

Die beiden Färber sind jung. Ungefähr dreiundzwanzig Jahre. Und mehr oder weniger befreundet. Novák hat vier Klassen der Bürgerschule besucht, Angelov vier des Gymnasiums. Sie ziehen sich aus. Novák ist drahtiger und muskulöser, seine glänzenden schwarzen Augen strahlen sinnliche Kraft aus. Angelov ist blond wie ein Russe, seine Augen sind blau.

»Du Bauer, vielleicht grüßt du mal!«, blafft Novák beim Eintreten Motyó an, der geistesabwesend in die Luft starrt.

Der Heizer fasst Angelov an den Arm.

»Heute Mittag erzähle ich dir etwas«, sagt er geheimnisvoll und greift sich ernst ans Kinn, »Revolution!«

Novák hat den Dampfhahn des morschen Warmwasserspeichers bereits aufgedreht. Das kalte Wasser röchelt, als käme es direkt aus der Hölle, und sobald es warm wird, pfeift und blubbert es. Angelov zerkleinert die Seife mit einem Beil, und als Novák mit dem Reinigen der Spülfässer fertig ist, perlt und tutet das Wasser bereits traurig im Speicher, als säße ein musizierender Slowake darin.

Angelov taucht den Holzeimer hinein: Das Summen zerbricht, das heiße Wasser hustet, schwingt durch die Luft und platscht auf die Seifenspäne. Währenddessen füllt der dicke Gummischlauch die Fässer mit Wasser; Novák hängt ihn in ein Fass nach dem anderen. Er starrt in den Wasserstrudel, patscht mit der flachen Hand auf die Wasseroberfläche und blickt immer wieder zu den Waschmaschinen. Jetzt kommt Rusz aus dem Kragenzimmer zu den Färbern, was ihn offenbar große Überwindung gekostet hat. Damit es ja kein anderer hört, ist er gezwungen, ganz nah an Novák heranzutreten, der genauso aufgeregt ist wie er:

»Ich bitte Sie ... Herr Novák«, sagt er schwerfällig, »könnten Sie ... mir nicht etwas empfehlen ... womit man das Gelbe aus den Hemden bekommt?«

Novák wirft den Gummischlauch ins letzte Fass und gibt vor nachzudenken. Er legt die Stirn in Falten, wendet sich Rusz zu und pustet ihm die Antwort in die blinzeln- den Augen:

»Nein ... es tut mir sehr leid, Herr Rusz ... nein.«

Als hätte man ihm einen Stich verpasst, zuckt Rusz erschrocken zurück. Er holt tief Luft und seufzt mehrmals. Er wirkt ganz benommen, weiß nicht, wohin er jetzt gehen, was er tun soll, die Angst nimmt ihm die Luft, und alle Worte sind ihm abhanden gekommen. Vor lauter Aufregung muss er husten. Er wendet sich von Novák ab, der ihn mit flammendem Blick ansieht, und geht weg. Als wäre für ihn nun schon alles egal, hebt er, in der Mitte der Waschküche angekommen, den Kopf und winkt den Waschjungen herbei:

»Zuerst wäschst du sie eine halbe Stunde in kaltem Wasser.«

Motyó kratzt sich am Kopf.

»Eine halbe Stunde?«, fragt er, hebt die gelb gefärbten Seidenhemden einzeln hoch, um sie in die Waschmaschine zu legen.

»Mein Gott«, sagt Rusz zitternd, »nimm sie alle auf einmal und stell dich nicht so an.«

Erschrocken greift Motyó unter den Haufen, dabei wird er ganz nass, nur langsam, stöhnend erreicht er die Öffnung der Waschmaschine und wirft, völlig außer Atem, die schwere Last hinein. Er schließt die Eisentür, bemerkt Rusz' stechenden Blick, dann traut er sich, am Hebel zu ziehen, und die Maschine setzt sich drehend in Gang.

Es scheint, als wollte Ruzs in die Maschine hineinrufen; als richtete er seine Bitte ans Wasser, an die Hemden, an dieses Gelb. Ihm liegt jedoch kein einziges sicheres, leuchtendes Wort auf der Zunge. Dabei leitet er die Phönix-Wäscherei schon seit vier Jahren: souverän, mit fester Hand. Er ertappt auf rätselhafte Weise jeden, der heimlich ein bisschen schwatzt, er sagt kein Wort, misst denjenigen nur mit einem Blick von oben bis unten. Und bei wem das häufig vorkommt, der bekommt eines Samstags sein Arbeitsbuch in die Hand gedrückt. Nie lässt er sich auf einen Streit ein. Wenn ihm jemand eine spitze Antwort gibt, ihn erbost, lässt er denjenigen sich zu Tode schufteln und schickt dessen Arbeit, wenn ihm danach ist, auch zum zehnten Mal zurück. Wenn dieser dann immer noch nicht zur Vernunft kommt, wenn er sich widersetzt: Dann kann er gehen. Aber jetzt hat ihn die gräßliche Wäsche wie ein Blitz getroffen. Was könnte er für die Hemden noch tun? Was soll er machen, wenn die halbe Stunde um ist?

Novák würde vor Freude am liebsten schreien. Der blinde Moment des Glücks, auf den er schon so lange gewartet hat, ist plötzlich da. Er blickt sich gierig um. Was für eine Art Macht fällt ihm nun in die Hand? Alles und jeden starrt er an: die Waschmaschinen, die Dynamos, den abgeschlossenen Raum der Wasserfilteranlage, wohin er sich einen Schreibtisch stellen lassen wird. Sein Lohn wird auch besser ... und, denkt er ganz benommen: Da sind noch die vielen gefügigen Frauen, die um Gehaltserhöhung bitten und demütig zu ihm kommen werden, mit gesenktem Kopf, man wird nur ihre Hand nehmen müssen, und schon werden sie mit ihm gehen. Ach, und das Einstellen der neuen Arbeiter am Montagmorgen:

Gedränge, Flehen und dann eine Auswahl treffen unter den hübscheren Frauen.

Er kann nicht weiterarbeiten, stößt die Hose, die er gerade reinigt, von sich und sagt:

»Mach du weiter!«

Er eilt hinaus. Zu den Kupferkesseln. Er nimmt einen Stab in die Hand. Damit schlägt er gegen die Kessel. Der Stab zerbricht geräuschvoll, das metallische Summen des Kessels ist noch lange zu hören. Dieses klagende Summen untermalt seinen Gedankensturm: Wenn Rusz wüsste, was er mit den Hemden machen soll, hätte er sie gestern nicht in heißem Wasser gewaschen – Novák lacht – und dann hätte er heute ... heute nicht mit klarem kaltem Wasser angefangen. Er weiß es ganz sicher nicht; ganz sicher ist auch, dass Taube ihn feuern wird. Und dann wird er sich vor Taube hinstellen und es machen, denn er kann es, er weiß es, denn es ist hier drinnen – und er klopft sich auf den Kopf.

Er dreht sich eine Zigarette. Rauchend geht er in die Benzinwäscherei, dabei steht an allen Wänden in erschreckend roten Buchstaben: »Rauchen verboten!« Ach was! Doch dann wirft er die Zigarette weg und zieht die Plane von den Benzinbehältern. Er beugt sich tief über einen der Behälter. Er sieht verschwommen sein glänzendes Gesicht im Benzinspiegel und spürt, wie das betäubende Benzingas durch Nase und Mund in ihn hineinströmt. Das brauche ich, keine Zigarette. Er atmet tief ein. Als er den Kopf hebt, glühen seine Augen noch stärker, sein Blut rauscht und seine Gedanken sind trunkener, mutiger. Die nervöse Unruhe treibt ihn auf den Hof zurück, er zündet sich erneut eine Zigarette an. Er lacht, schüttelt den Kopf. Dass sich das Benzin entzünden könnte, fürch-



tet er nicht: Er würde die Flamme auspusten, ebenso wie er Rusz auspusten wird. Ihm ist, als hätte er die gesamte Dampfwäscherei Phönix im Mund, als hielte er die Mädchen, die Frauen zwischen den Zähnen, als würde er sie schmecken, sie zerkaugen und die Schädel vor sich sehen. Er geht zum Benzinbehälter zurück: »Es kostet nichts und ist besser als Wein.« Er sperrt den Mund auf und trinkt die Benzinluft.

Angelov bürstet die Kleider, neben ihm steht Rusz mit gekrümmten Rücken und redet gequält, leise auf ihn ein. Angelov hält inne, sieht ihn mitleidsvoll an, schüttelt den Kopf und bürstet weiter.

Novák läuft die Galle über, als er zu ihnen tritt. Am liebsten würde er Angelov anbrüllen: »Arbeite, unterhalten kannst du dich auch am Abend!« Dann drängt er jedoch die Wut zurück, greift in den Kleiderkorb und durchwühlt ihn, sucht etwas. Endlich hat er es gefunden: Er wirft Angelov ein Kleidungsstück mit Jodflecken hin. Die Unterhaltung bricht sofort ab, und Rusz richtet sich auf.

»Womit würdest du diesen Fleck entfernen, Mihály?«

Angelov besieht ihn sich, zuckt mit den Schultern, er weiß es nicht und fragt:

»Rudi, hast du wirklich keinen Rat für uns? Wir haben uns schon alles Mögliche überlegt, aber ...«

Nováks Gesicht ist plötzlich wie eingefroren. Das fehlte noch. Seine Zähne verschmelzen beinah, sein Mund ist eng zusammengepresst, er atmet durch die Nase. Ohne zu antworten, beugt er sich über die Wäsche. Er taucht eine Frauenunterhose in das weißliche Ammoniakwasser und macht sich wortlos an die Arbeit.

Rusz' hoffnungsvoller Blick zerfällt und rieselt beschämt auf den feuchten Beton. Er, der Novák bisher kaum eines

Wortes gewürdigt hatte, hat sich nun zum zweiten Mal mit seiner Bitte an ihn gewandt. Gesenkten Hauptes verlässt er den Waschtisch, verfällt jedoch sogleich in einen beißenden Ton, stößt nur kurze Sätze aus. Verdutzt führt Motyó die Anweisungen aus, lässt Wasser ein, spaltet die Seife, bringt Ammoniak, wovon er niesen muss.

Dann macht Rusz eine Runde im Betrieb. Er geht langsam. Bemerkte jeden noch so kleinen Fehler. Ermahnt die Kragenwäscher mit knappen Worten, sich zu beeilen. Den Heizer rügt er wegen der Ungleichmäßigkeit des Dampfes. Einer Frau nimmt er das bereits gebügelte Frackhemd weg und knüllt es zusammen mit der Bemerkung: »Das ist doch keine Arbeit, machen Sie das noch einmal.«

Seine entzündeten Augen funkeln. Seine Fäuste öffnen sich, schließen sich, schlagen unterwegs gegen die Wand, auf Bügelbretter, und er wird den Gedanken nicht los, dass das vielleicht sein letzter Rundgang hier ist.

Und wie wäre es, wenn er plötzlich so täte, als hätte er den Verstand verloren? Wenn er die verdammten Seidenhemden dem heißesten Dampf aussetzen und sie dadurch völlig verbrennen würde? Und dann über die rauchende, braune Wäsche gebeugt nur etwas vor sich hinhimmeln würde?

Nein.

Er klopft Motyó auf die Schulter:

»Wasch sie eine halbe Stunde lang. In lauwarmer Seifenlauge.« Den letzten Satz sagt er laut und blickt dabei verstohlen zu Novák hinüber.

Novák hört es und weiß: Rusz lauert auf eine Reaktion. Novák bewegt die Bürste gleichmäßig hin und her und fragt sich dabei nur, ob die Seife nicht seinen Plan zunichtemachen könnte. Nein, das wird keinen großen Schaden

anrichten. Trotzdem könnte Rusz endlich mit den Dummheiten aufhören, am Ende bekommt nicht einmal der liebe Gott die Hemden wieder weiß. Er lächelt unwillkürlich. Wo soll er nur mit seiner guten Laune hin? Er drückt die Bürste fest auf den Stoff, bewegt den Arm schnell, schneller, noch schneller, he, Angelov, halt dich ran!

Er spült das Wäschestück, seine Brust, seine Oberschenkel sind ganz nass, er schwitzt, aber weiter, nur weiter, sollen sie es ruhig alle mitbekommen!

Auch Angelov beeilt sich, es ist verrückt, wie es einen mitreißt, wenn der andere in Schwung kommt; die Muskeln spannen sich an, schnellen wieder zurück, wirbeln die kochende Luft auf, zerschlagen den Dampf, der um sie herum als Nebel sinkt.

Der Waschmeister starrt auf seine Uhr ... Tick-Tack ... Blass vergeht die Zeit. Er wartet auf ein Wunder. Vielleicht ...

Er zuckt zusammen. Herr Taube ist da.

Dieser wird von seinen beiden Wegbereiterinnen, seiner Frau und der Geschäftsführerin, umflattert. Sie versuchen sich gegenseitig in der Lautstärke zu übertreffen, zwitschern ihm eine gute Nachricht nach der anderen zu, was nur dazu führt, dass die schlechte von dem großen Schaden umso schlimmer klingen wird. Taube geht schwerfällig zwischen ihnen. Er sieht einer Büglerin zu und vertieft sich dabei so sehr in das Glätten des Hemdes, als wolle er ewig dort bleiben, als sei dieses Ereignis für ihn von größtem Interesse. Die beiden Frauen sehen sich an, lachen hilflos. Aber Taube schüttelt seinen zerzausten Kopf und geht zu dem jungen Mädchen, das an der amerikanischen Maschine die Kragen rundet.

»Schauen Sie her«, sagt er, »so macht man das.«

Die nervöse Anspannung, mit der sie Taube erwartet haben, fällt nun, da der Chef lächelt, von ihnen ab; die Bügeleisen gleiten leichter, die Hemden werden schöner, und auch die Kleiderpressen vor den Fenstern klappern lustiger. Und Taube ist ganz gefesselt von alledem, die Worte seiner Frau und der Geschäftsführerin hört er gar nicht. Es tut ihm gut, den Geräuschen der heißen Bügeleisen zu lauschen, dem Rattern, das vom Fenster her zu ihm dringt, dem Schwingen der vielen nackten Arme zuzusehen, und die sich wiegenden Hüften der Frauen entlocken ihm ein leises Lachen. Gleich wird er zurück in die Virág utca gehen, denkt er, sollen doch die beiden Furien Rusz, diesen Dummkopf hinausfegen. Er glaubt nicht, dass Rusz die Grafenhemden wirklich ruiniert hat. Und wenn schon? Er ist ja versichert, es wäre also im schlimmsten Fall etwas unangenehm.

»Jenő«, spricht ihn seine Frau aufgeregt an, »komm doch bitte mit in die Waschküche. Es geht um tausendzweihundert Pengő.«

Mach doch, was du willst, würde Taube am liebsten antworten. Aber vielleicht macht die Versicherung ja Schwierigkeiten. Nein, er kommt nicht umhin, einen Aufstand zu machen. Na, dann los, denkt er sich, und wird plötzlich ungewohnt flink.

Rusz sieht ihn voller Schreck unter seinen entzündeten Lidern hervor an.

Taube möchte ihm sagen: Machen Sie sich einen Umschlag mit Augenwasser, aber Rusz begrüßt ihn kleinlaut und mit einer so heiseren Stimme, dass er sich tatsächlich langsam Sorgen um die Hemden macht.

»Was ist los?«, fragt er und greift nach dem Arm des Waschmeisters. »Was haben Sie angestellt, Sie Unglückseliger? Zeigen Sie her.«

»Ja, zeigen Sie es«, sagt auch Frau Taube.

Rusz weiß nicht, wohin er treten soll. Es ist, als wäre Luft unter ihm, ein Abgrund, er blickt in alle Richtungen um sich. Dann bleibt sein Blick an der Waschmaschine hängen, er geht auf sie zu.

Die Unbeholfenheit des Mannes ärgert Taube. Besonders erzürnt ihn, dass dieser seine Uhr hervorholt und sie fixiert, als erwarte er sich davon eine Hilfe. Am liebsten würde Taube sie ihm aus der Hand schlagen, er macht jedoch nur eine wegwerfende Handbewegung, und sagt:

»Lassen Sie die Komödie, zeigen Sie die Hemden.«

»Eine halbe Stunde«, sagt Rusz gequält.

Motyó hält die Waschmaschine an; die Tür geht dröhnend auf, aus der Öffnung strömen Seifengeruch und heißer Dampf heraus, auf den Gesichtern erscheinen Schweißperlen.

Taube zieht sein Taschentuch hervor und sagt zu Rusz:

»Was ist? Wir wollen es sehen.«

Rusz lässt den Kopf zur Seite fallen, als baumle er am Galgen. Als habe ihm tatsächlich eine Schlinge um den Hals das Genick gebrochen. Er sagt nichts.

Taube würde gerne etwas hören, ein paar erklärende Worte. Plötzlich legt er die Hand auf die Schulter des Waschmeisters.

»Sie packen sofort Ihren Kram und gehen.«

Erbost fährt er fort:

»Ja, wer so wenig Mum hat, wer kein Wort herausbringt ...« Und dann sagt er etwas, das ihm selbst seltsam erscheint: »Sie scheren sich fort, springen am besten in den Fluss, denn Sie sind ein Schwein, Sie sind niederträchtig.«

Das war's schon, denkt er und will weg von der dampfenden Waschmaschine. Er greift wieder nach dem Taschentuch, aber seine Frau und die Geschäftsführerin halten ihn erschrocken am Arm fest.

»Tu ihm nichts ...«

Taube muss beinah lachen. Als ob er hier Ohrfeigen verteilen würde.

»Gehen Sie«, sagt er noch einmal zum Waschmeister. »Ich bitte Sie, verlassen Sie augenblicklich den Betrieb.«

Endlich macht auch Rusz den Mund auf:

»Aber wenn ich nun einmal nicht kann«, sagt er und starrt Taube an.

Inzwischen tut dieser Mann Taube leid, aber zu viele sind Zeugen dieser Szene geworden, die Arbeiter würden Rusz nie wieder respektieren. Er muss gehen.

Motyó steht verschreckt in der Mitte des Raumes; er hat immer Rusz' Anweisungen befolgt und jetzt weiß er nicht, was er machen soll, will jedoch vor seinem Chef auch nicht untätig herumstehen.

Novák hat von Anfang an alles genau beobachtet. Jetzt geht er leichtfüßig wie eine Katze zu Motyó.

Dieser ist das erste Opfer, das er verschlingt.

»Wieso verringerst du nicht den Dampf bei der dritten Waschmaschine?«, brüllt er, und diese lauten Worte schneiden ganz überraschend durch die angespannte Stille.

»Und gieß mir diese Seifenlauge ja nicht in den Abfluss«, fährt er in einem Ton fort, als würde er immer wütender. »Ich will damit noch waschen.«

Taube wendet sich von Rusz ab. Wie dieser Mann hier herumschreit, denkt er. Und als Novák sich von Motyó wendet, sieht er Taube vor sich, der ihn von ganz nahem betrachtet. Novák zerbricht nicht, stammelt keine

Erklärungen: Der Betrieb läuft, man hat nicht die Zeit, herumzustehen, und der Waschjunge ist dumm wie Bohnenstroh – sagt sein Blick. Das Feuer der schwarzen Augen, die sich auf ihn heften, hält ihn in einem Bann, ihm gefällt die soldatenhaft herausgestreckte Brust, das ganze Auftreten dieses Mannes.

Auch er drückt den Rücken gerade durch, bleibt jedoch immer noch kleiner als der junge Mann. Na ja, er hat Holzschuhe an und er kriegt ihn noch ..., denkt Taube etwas leicht Frivoles. Dann hebt er den Arm und lässt ihn – im vollen Bewusstsein der Bedeutung dieser Geste – langsam auf die Schulter des Färbers sinken.

»Was denken Sie, werden diese Hemden jemals wieder weiß?«

»Das werden sie«, sagt Novák. »Ich werde dafür sorgen.«  
Taube zieht die Augenbrauen hoch.

»Sicher?«

Novák nickt.

Taube gefällt die ganze Situation, diese stramme Haltung, die kurzen Antworten statt des Gestammels, der Umschweifen, der feigen Ausreden, die er von Rusz kannte.

»Sie kennen sich also auch mit Weißwäsche aus?«

»Als Herr Taube mich eingestellt hat, habe ich es Ihnen gesagt. Ich hatte mich als Betriebsleiter beworben.«

Taube überlegt.

»Ich weiß es nicht mehr. Kann sein. Aber«, er stockt kurz, »Sie können es versuchen. Wenn es Ihnen gelingt, bewahren Sie das Phönix vor einem großen Schaden. Wenn Sie es schaffen, kommen Sie morgen Abend in mein Büro in der Virág utca.«

»Na dann«, sagt er und blickt sich um. »Einen guten Tag.« Den beiden Frauen schenkt er keine Beachtung und

geht hinaus. Was wollen sie denn noch von ihm, schließlich hat er alles erledigt!

»Sagen Sie bitte nichts mehr«, sind seine letzten Worte an die Geschäftsführerin, und schon überquert er den Hof, man sieht ihm an, dass er das Ganze bereits vergessen hat und sich an der frischen Luft viel besser fühlt.

Der magische Moment lässt Novák langsam wieder los, er sinkt auf den Boden.

»Na, siehst du«, sagt er mit glänzenden Augen zu Angelov, »nun bin ich Betriebsleiter.«

Der andere nickt erfreut. Er mag die Zusammenarbeit mit Novák, außerdem ist es immer besser, wenn ein Fachmann den Betrieb leitet als ein ehemaliger Tagelöhner.

Rusz sitzt auf einer Seifenkiste im Wasserfilterraum. Ein Zwerg. Die Arbeitskleidung hat er bereits ausgezogen, auch die Holzpantoffeln, und sich umgezogen. Allein Tir, mit der Seele eines Revolutionärs, sieht ihn an; immer wieder hebt er den Arm, um eine belehrende Rede zu halten, um den vor Schmerz erschöpften Waschmeister wachzurütteln, aber wann immer er dessen Arm ergreifen will, sieht ihn der Waschmeister mit einem stechenden Blick an, als sei er wahnsinnig geworden, und Tir bleibt die Predigt im Hals stecken.

Langsam steht Rusz auf, starrt die leere Wand an, zuckt zusammen und tritt auf den Gang hinaus.

Als er gebückt über den Hof geht, erscheinen hinter allen Fenstern die Gesichter junger Frauen, die ihm hinterherblicken. Jetzt ist er auf der Császárok utca. Einen Augenblick später ist er bereits unter den riesigen Kaftanen zweier galizischer Juden verschwunden.

Die Neugierigen kehren verstört zu den Maschinen zurück; sie wissen nicht, was sie sagen sollen: Rusz, der vier



Jahre lang getan hat, was immer er hat tun wollen, ist auf einmal nicht mehr da. Manche der Frauen trauern über ihr eigenes Schicksal, ihnen kommen die Tränen. Und da die meisten von ihnen seine Geliebten gewesen sind, lassen sie sich von dem Weinen anstecken.

Zögerlich setzt der Waschmeister einen Schritt nach dem anderen. Es ist so seltsam, um diese Uhrzeit draußen zu sein. Er weiß immer noch nicht, ob er im Phönix ist oder auf der Straße. Er läuft an den funkelnden Schaufenstern der Geschäfte vorbei und kommt an eine hervorspringende weiße Hauswand. Vor ihm hängt der Werbekasten eines Fotografen. Hinter dem Glas drängen sich unzählige Gesichter, eines, ein schöner Mann mit weißem Bart, sticht jedoch unter ihnen heraus, als wäre er deren Anführer. Er blickt durch seine Brille auf Rusz herab. Die Fotografie dieses Mannes ist die größte, alle anderen sind neben ihr nur kleine Punkte.

Rusz' Verwirrung und sein Schmerz werden noch größer, er fuchtelt aufgeregt in der Luft herum und starrt das Foto des Mannes an.

»Hören Sie«, flüstert er ihm zu, »glauben Sie mir, man hat mich betrogen.«

Er lehnt den Kopf gegen das glänzende Glas.

Er klagt und stöhnt, stützt sich an dem Schaukasten ab und murmelt mehrere Male nacheinander: »Mein Herr, man hat mich betrogen.« Er verharrt reglos, als wäre ihm übel, allmählich zieht er Blicke auf sich, doch dann dreht er sich plötzlich um und rennt in Richtung des Phönix los.

Er rempelt Menschen an, rennt blind durch die düstere Einfahrt und bleibt in der Tür zur Waschküche keuchend stehen. Novák nimmt ein gelbes Seidenhemd nach dem anderen und legt sie in die Waschmaschine. Er lässt kaltes

Wasser darauf fließen und gießt aus einer bauchigen Flasche eine Flüssigkeit in die Maschine. Blubbernd strömt die Flüssigkeit, und ihr Geruch erfüllt den Raum.

Als Rusz ihn wahrnimmt, beben seine Nasenflügel, seine Augen füllen sich mit Tränen, werden ganz klein. Eine der Frauen ruft:

»Ah, wie das beißt!«

»Er macht es mit Salmiak«, murmelt Rusz. »Mit nichts als Salmiak.«

Nun ist er wieder in der Császárok utca. Niedergeschlagen taumelt er die Straße entlang. Er will es nur bis zum Schaukasten des Fotografen schaffen, um dem Mann mit dem langen Bart stockend zu erklären:

»Mein Herr, er hat es mit Salmiak gemacht. Wie einfach. Mit Salmiak.«

## BIOGRAFIEN

**Andor Endre Gelléri** (1906–1945) wird als Sohn eines Schlossers und einer Kantinenfrau in Budapest geboren. Auf Wunsch seines Vaters bricht er mit 15 Jahren das Gymnasium ab und absolviert eine Ausbildung an der Industriefachschule. Nebenher schreibt er erste Novellen, die bei Verlegern und Redakteuren auf großes Interesse stoßen. Leben kann er von seiner schriftstellerischen Arbeit jedoch nicht, und so beginnt er, die verschiedensten Lohnberufe anzunehmen. Mit dem Beginn des Zweiten Weltkrieges bricht die literarische Produktion Gelléris fast vollständig ab. Als Jude wird er in den Jahren von 1940 bis 1945 in verschiedene Arbeitslager deportiert und schreibt dort nur noch vereinzelt an Fragmenten zu einer Autobiografie. Er muss an einem der Todesmärsche in das KZ Mauthausen teilnehmen und stirbt wenige Tage nach der Befreiung des Lagers im Mai 1945 an einer Typhusinfektion. Seinen Roman »Die Großwäscherei« veröffentlichte er 1931 mit 24 Jahren, danach schuf er ein umfangreiches Werk an Kurzgeschichten und hinterließ einen unvollendeten autobiografischen Roman.

**Timea Tankó** wurde 1978 in Leipzig geboren und verbrachte ihre Kindheit in Ungarn und Deutschland. Sie studierte in Leipzig Kulturwissenschaften und Übersetzung (Französisch, Spanisch). Seit 2003 übersetzt sie ungarische Literatur ins Deutsche, u. a. Antal Szerb, Krisztián Greccsó, Miklós Vajda und István Kemény.